



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Berlin.

Afchenbrödel. — Die Stadt der Defen. — Warum hat Berlin so schöne Häuser? — Preussisches Glück. — Sachsen und Oesterreich als Blitzableiter. — Das Theaterpublicum und Fräulein Wilhelmi. —

Ueberall Coquetterie! Sogar der Frühling hat aufgehört eine Wahrheit zu sein. Im Februar und März lockte er durch heuchlerische Wärme und halbentblöste Reize, und jetzt, wo es gilt, sich zu zeigen, bietet er graue Wolken und kalte Winde. Kaltes Wetter und halber Winter, ist eigentlich dem Berliner eine Wohlthat. Was soll ihm Frühling und Sommer? Was soll er draußen, wo die Natur Andern grüne Berge und schattige Wälder gegeben? Wenn Andere reich sind, ist er arm. Wenn andere Städte mit dem schönsten Schmuck sich zieren, sitzt Berlin wie Afchenbrödel daheim und hütet die prächtigen Häuser, die wie schöne Porzellanöfen dastehen, von außen glatt und glänzend, von innen kalt und lebenslos. Die berliner Defen sind nicht umsonst berühmt; Berlin ist eine Ofenstadt. Im Winter erhitzt sie sich mit Geist und künstlichem Leben. Viel Holz wird zwar weit aus der Ferne herbeigeschafft, aber sie versteht es zu gebrauchen und aufzuzehren und sie zehrt so rasch und gierig daran, daß das frischeste Renommée nach zehn Jahren verkohlt ist.

Dieser Mangel an äußerem Naturreiz hat Berlin zu einer der am schönsten gebauten Städte in Europa gemacht. Der bürgerliche Baustyl ist hier geschmackvoller, gefälliger und von mannichfaltigerem Wechsel als in den meisten Großstädten des Festlandes. Mit Ausnahme Londons gibt es keine Stadt, wo der Privatmann so viel Kosten auf die äußere Zierde seines Hauses wendet, als hier. Nicht etwa blos auf den großen, in's Auge fallenden Hauptplätzen, sondern selbst an den äußersten Enden der Stadt, in den zur Hälfte noch leer stehenden Grenzstraßen am Köp-niker Feld, an der Anhaltischen Eisenbahn u. s. w. Das Goethesche: „Dort wo die letzten Häuser stehen“, hat in Berlin seine Bedeutung verloren, denn die die Letzten waren, werden die Ersten sein. Der Mangel an schöner Umgebung hat den Sinn des Berlinerers auf die Pflege und Verschönerung seiner Stadt geführt. Wie bei Jemand, der auf Einem

Auge blind ist, das zweite Auge eine stärkere Sehkraft erhält, so hat hier das Auge, das für Berg und Busch geschlossen bleiben muß, sich für schmucke Stuckatur, für zierliches Giebelwerk, schlanke Karyatiden und gemißelte Fensterbogen geschärft.

Flau wie das Wetter ist es auch im öffentlichen Leben. Die politischen Kreise kauern immer an dem Märchen von der beabsichtigten Constitution. Jetzt heißt es, man habe sich über die Fassung des ersten Artikels nicht einigen können. Wozu auch? Die Sache hat ja keine Eile! Preußen hat viel Glück gehabt innerhalb eines Jahres. Wie oft es auch die öffentliche Meinung zum Zweikampf herausforderte, immer trat ein wunderbarer Zufall dazwischen und fing die Hiebe auf, die am erbittertesten nach ihm zielten; wie oft es auch Sturm säete, immer kam ein Wind und wehte die Wolken nach einer andern Seite zu. Der Wind war von jeher ein guter Freund der Berliner! Ein Jahr ist's jetzt, daß die Ausweisung der zwei badischen Deputirten, von einem Ende Deutschlands bis zum andern, einen Schrei des Unwillens erregte. Und das Echo hätte noch lange nachgerollt — wenn nicht der befreundete Wind gekommen wäre, der all die Wolken nach einer andern Gegend hin geblasen hätte. In Leipzig brachen sie los in jener fürchterlichen Nacht vom 12. August. Sachsen wurde der Blitzableiter für Preußen, ein constitutioneller Staat wurde zur Folie für einen absoluten. Der Clamor publicus zog sich gegen jenen zu, die preußischen Gardelieutenants warfen sich in die Brust und spielten die Liberalen, die Gensdarmen, den rheinischen Beobachter an der Spitze, drehten stolz ihre Schnurebärte und sangen: Ich bin ein Preuße, kennst du meine Farben? — Jetzt kamen die Landtagsabschiede und ihr Nein durchlief die Wandelscala der wärmsten Petitionen und Vorschläge. Die Leipziger Ereignisse hatten die Gemüther bereits vorbereitet auf eine solche Antwort. Darum folgte auch eine allgemeine Stille, als der Drakelspruch gefallen. Jeder verschloß seine Gedanken in der Brust; keiner wollte zuerst seine Stimme erheben und nur leise zitterte hier und da ein schriller Ton in der Presse. Aber allmählig sammelte sich das Bewußtsein und die niedergedrückte öffentliche Meinung begann sich Luft zu machen. Da traten die polnischen Ereignisse ein und abermals wehte der befreundete Gott der Winde die Debatte nach einer andern Richtung. Diesmal war es Oesterreich, über dessen Haupt sich das Gewitter entlud; unerwarteter Weise fand Preußen eine Folie an den galizischen Zuständen und abermals hatten die Gardelieutenants Gelegenheit, sich in die wattirte Brust zu werfen, und abermals sangen die Gensdarmen, diesmal sogar unter Anführung der preußischen Allgemeinen, das Triumphlied: Ich bin ein Preuße, kennst du u. s. w. Möge Preußen, nicht wie jene römische Cäsaren, sich endlich selbst für einen Gott erklären. Preußen ist im Unglücke groß geworden, im Glücke trat immer sein Hang zur Selbstüberschätzung hervor. Die Loblieder, die ihm jetzt für seine Urbairalgeseze vorgesungen werden, drohen ihm den Kopf zu verwirren. In seiner Rivalität mit Oesterreich und stets mit diesem in Parallele gebracht, erscheint es sich selbst groß und erhaben

und glaubt wie der Magister Pangloß, diese (preussische) Welt sei die beste.

Die junge und hübsche Schauspielerin Fräulein Wilhelmi, der Liebling des Breslauer und des Hamburger Publicums, hat hier eine Reihe von Gastrollen gegeben und nicht angesprochen. Dagegen läßt sich nicht streiten. Es gibt Menschen, die auf den Einen magnetisch einwirken und auf den Andern nicht. Aber die Härte, mit der man die Wilhelmi hier behandelte, ist nicht nur ungerecht, sondern albern. So oft eine Hand sich rührte, um der jungen Schauspielerin nach einer anstrengenden Scene ein Zeichen von Theilnahme und Aufmunterung zu geben, gleich überzischten sie hundert Andern. Mag sein, daß die Hagen hier so viele trostlose Verehrer hinterlassen. Aber die Hagen wurde ja nicht verabschiedet — sie ging. Warum läßt man das einen Gast entgelten? Ich habe in der Wilhelmi eben auch kein großartiges Talent gesehen. Sie ist eine Copie der Nettiich und zwar in so minutiöser Art, daß man oft die Stimme, ja das Gesicht der bekannten Wiener Hoffschauspielerin zu hören und zu sehen meint. Bei allem dem ist die Wilhelmi doch eine recht freundliche Erscheinung mit vieler Begabung und guter Routine und im Vergleich zu den übrigen Kräften, welche die Berliner Hofbühne aufweist, hat das Publicum gar keine Ursache den Hoch- und Uebermüthigen zu spielen. In der Jungfrau von Orleans war sogar die Wilhelmi die beste in der ganzen Vorstellung. — Auch ein Herr Schneider hat in ersten Liebhaber- und Heldenrollen gastirt, gehört jedoch vor der Hand noch als dritter Liebhaber auf eine Bühne zweiten Rangs. —

II.

Aus Paris.

Lecomte. — Tschsch redivivus. — Die Königin. — Namenstag des Königs. — Ibrahim Pascha. — Bild und Original. — Sprüche. — Iffland zu Pferde. — Theater. — Zwei Schriftsteller, ein Gedanke. — Schriftstellerversammlung. — Bierzehn Tage in Deutschland. — Deutsche Dichter. — Polizei und Genie. — Ein Gedächtnißfest.

Lecomte ist und bleibt ein gemeiner Mörder, den nur die gemeinste Privatrache bewaffnete: darüber ist alle Welt einig, obwohl er sich selbst jetzt das Ansehen eines politischen Fanatikers geben möchte. Sonderbar ist es, daß er auf diese Idee erst nach dem ersten Verhöre mit Herrn Pasquier kam. Es sieht ganz so aus, als hätte man ihm gewisse Aussagen in den Mund gelegt. Bis der Prozeß vor die Pairskammer und die Oeffentlichkeit kommt, wird Lecomte gänzlich vorbereitet sein und wird als Franzose seine Rolle gut zu spielen wissen; und es ist also auch nicht viel auf die bevorstehenden Verhandlungen zu geben. Lecomte wird schwerlich hingerichtet, sondern für wahnsinnig erklärt werden. Nur Eines, meinen deutsche Wiglinge in Paris, könnte ihn um den Kopf bringen und das ist die Rücksicht, die man einem befreundeten Hofe schuldet, denn Lecomte hat zu viele Aehnlichkeit mit Tschsch. Denn sehr unangenehm müßte es dem intelligentesten Staate sein für weniger gnadenvoll gehalten zu werden, als die Heimath der Jakobiner und der Guillotine. Uebrigens war das Verhalten der Pariser nach diesem Ereignis-

nisse höchst charakteristisch für das jezige Frankreich. Trotz aller Beileidsbezeigungen, die doch nur officiell sind, konnte man die unendliche Theilnahmlosigkeit für Politik im Allgemeinen und für gewisse Persönlichkeiten im Besondern deutlich genug erkennen. Nur daß die gute, fromme, wohlthätige Königin den Schreck mit haben mußte und die ganze darauf folgende Nacht in Thränen und Gebet zubrachte erzählte man sich mit Rührung, denn sie ist wirklich geliebt und verehrt. —

Der erste Mai, der Geburtstag der Wonne, der Blumen, der Frühlingsliebe und der Namenstag Louis Philippe's ging ruhig und prachtvoll vorüber. Louis Philippe zeigte sich am Abend, in Mitte seiner Familie an der Seite des Grafen von Paris, auf dem Balkone seinem Volke. Nur zwei Dinge fanden die Pariser bei dieser Gelegenheit bemerkenswerth; erstens, daß der König selbst seinem Enkel die Kappe vom Kopfe zog und ihm befahl, sich vor dem Volke zu verbeugen, zweitens, daß der König nicht mehr wie sonst den Takt zur Marseillaise schlug. Sonntags darauf sprangen die hundert kleinen und großen, weltberühmten Fontänen von Versailles, die alljährlich über 40,000 Francs kosten sollen. Unter den zahllosen staunenden Zuschauern befand sich auch Ibrahim Pascha mit seinem ganzen Gefolge von weißen, braunen, gelben und schwarzen Offizieren. Als er später, an ein Fenster des Schlosses gelehnt, den Rauch seiner Pfeife verschluckend, einen schwarzen Sklaven hinter sich, phlegmatisch auf das Volksgewühl herniederschaute, hatte ich Gelegenheit mir den Eroberer von Syrien aufmerksam zu betrachten. Ich kann Ihnen versichern, er hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem in Europa circulirenden imposanten Reiterbilde, auf dem er so schön aussieht. Er scheint mehr aus der Phantasie irgend eines Mitarbeiters einer illustrierten Zeitung hervorgegangen, als nach der Natur gezeichnet. Ibrahim Pascha hat nicht einmal die gewöhnlichste Schönheit des Türken. Sein ganzes Gesicht ist alltäglich, nur die Augen haben etwas Unheimliches, Lauerndes, dunkel Glühendes, etwas vom Katzengeschlechte, wenn man etwa den Löwen ausnimmt. Interessanter fast war mir ein kleiner Negerknabe, der ihn beständig begleitet und voraus zu einem hohen Würdenträger bestimmt sein soll. Die unsäglichste afrikanische Wildheit liegt auf seinem ganzen, mürrisch blickenden Gesichte und als er auf das Volksgewühl, später auf das prächtige Feuerwerk und das in bengalischen Flammen stehende Schloß niedersah, schien er mir das ganze europäische Treiben maßlos zu verachten, während ein Landsmann von ihm ungefähr fünfzig Schritte vom Schlosse, vor einer Seiltänzerbude mit trauriger Miene die Trommel schlug. Als der kleine Begleiter des Pascha's an ihm vorüber ging, würdigte er ihm kaum eines Blickes und doch raufchte vielleicht dieselbe Palme über ihren Wiegen, denn Beide sind Habessinier. Ja deutsch gemüthlich sind diese Schwarzen nicht! — Nächsten Sonnabend wird Ibrahim Pascha zu Ehren ein großes Musikfest gegeben, bei welchem mehre entsprechende Stücke vorkommen, als da sind, die Wüste von Felicien David, ägyptische Melodien und ein marokkanischer Marsch von Berlioz. Die pariser musikalischen Türken sollen sich hüten! was die Odalisten von Notre-dame de Lorette für acht tür-

fisch halten, kann leicht von diesen competenten Richtern ausgelacht werden. Man erzählt sich hier viele interessante Geschichten und hübsche Worte von Ibrahim Pascha, die bald vor dem Grabe Napoleons, bald vor gewissen Gemälden im Museum ausgesprochen worden sein sollen und die, wie ich sehe, deutsche Zeitungen gewissenhaft nacherzählen. Ich versichere Ihnen, daß mehr als die Hälfte erfunden ist. Der gute Pascha sieht auch gar nicht darnach aus, als ob er Bon-mots machen könnte. Er wohnt im Palaste Elisée Bourbon, in den elisäischen Feldern, in demselben Hause, das Napoleon nach seiner Rückkehr aus Elba bewohnte. Unweit diesem Hause sah er auch der Ernennung der Offiziere für die Nationalgarde zu. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm zart aufmerksam sein ehemaliges Schlachtross vorgeführt, das als Geschenk in früheren Jahren nach Paris gekommen ist. Es gab eine rührende, wahrhaft isfalandische Erkennungsscene.

An Alexander Dumas' Theater, dem Theater Montpensier wird am Boulevard du Temple fleißig gebaut. Es wird eigentlich nicht dem Dichter, sondern einem Privaten gehören, für den Dumas durch den Herzog von Montpensier die Concession auswirkte. Man ärgert sich sehr über dieses Protectionswesen und mit Recht! Es gibt Theater genug in Paris, wozu noch die Concurrrenz steigern und die Directoren zwingen, zu äußern Reizmitteln ihre Zuflucht zu nehmen und auf diese Weise die dramatische Kunst noch mehr herabwürdigen? — Warum unterstützt man nicht lieber das verdienstvolle, einsame Odeon im Quartier latin, das in den letzten Zügen liegt? — Warum reorganisirt man nicht das Theater français, das in dem jetzigen schlechten Zustande, mit den veralteten Institutionen unfehlbar zu Grunde gehen muß und gewiß schon zu Grunde gegangen wäre, wenn es nicht die Rachel noch aufrecht hielte, denn es hat unter allen pariser Theatern die schlechtesten Mitglieder. Es ist wunderbar, wie lange die Begeisterung der sonst so neugierigkeitslustigen Pariser für dieses geniale Mädchen aushält. Noch immer, so oft sie spielt, und sei es im allerschlechtesten Stücke, ist das Theater belagert, werden die Cassen schon viele Tage vorher bestürmt. Sie verdient sie aber auch diese Begeisterung, wenn sie ein Schauspieler je verdient hat. Doch darüber ist nicht mehr zu sprechen.

Zwei hübsche Züge schriftstellerischer Freigebigkeit sind in den letzten zwei Wochen vorgekommen. Alexander Dumas, der nichts weniger als ein Fourierist ist, hört von einem armen Teufel, der, für den Fourierismus begeistert, im Lande umherzieht und seinen Glauben predigt und durch Brochüren zu verbreiten sucht. Damit nun dieser arme, etwas dumme Teufel, seinem Apostelthume sorgenlos leben könne, setzt ihm Dumas eine jährliche Rente von 1200 Frs. aus. Eugene Sue hört, daß A. Weill ein voluminöses Werk über den deutschen Bauernkrieg schreibt und weiß, daß A. Weill kein Crösus unter den Schriftstellern ist. Sogleich bietet er ihm in einem überaus zarten Briefe die Verlagskosten an, und da A. Weill dankt, kommt Eugene Sue wie ein Supplicant zum zweiten Male. Aber A. Weill hat mittlerweile einen Verleger gefunden.

Grenzboten, 1846. II.

Eugene Sue lebt, wie Herr Kollmann richtig bemerkt hat, auf dem Lande und soll alle Lust verloren haben, je nach Paris zurückzukehren.

Die hier stattgefundene deutsche Schriftstellerversammlung, — so muß man die ungewöhnliche Menge deutscher Literaten, die in letzteren Wochen hier lebten, nennen — geht in wenigen Tagen wieder auseinander. Ihre Resultate werden höchst wahrscheinlich sein: Deutsche Bücher über Frankreich und französische Recensionen über deutsche Bücher. Es ist doch sonderbar, daß sich Niemand mehr in Deutschland für berühmt hält, wenn ihm nicht Herr René Taillandier belobend auf die Schultern klopfte. — Nur die Habitue's bleiben zurück. Benedey, nachdem er sein Buch über das südliche Frankreich vollendet, schreibt jetzt eine Brochüre „Vierzehn Tage in Deutschland“, die schon durch den Vergleich Deutschland in den dreißiger Jahren mit dem heutigen Deutschland interessant wird. Herwegh hat, durch die neuern Vorgänge angeregt, Potentlieder geschrieben. An der Uebersiedelungsgeschichte Heine's ist in sofern etwas Wahres, als er wirklich wünschte, in der Stadt seiner Jugendfreunde einen kurzen Aufenthalt zu nehmen. Aber auf die leise Anfrage bei einem ausgezeichneten Gelehrten auf privatem Wege bekam er die Antwort, daß der geistreiche König zwar ein begeisterter Verehrer seines Genies sei, die Polizei aber sei anderer Meinung. Heine ist übrigens sehr leidend. Die rechte Hälfte des Gesichtes ist ganz gelähmt, das eine Auge ganz blind und selbst die Zunge sehr schwach und schnell ermüdet. Seine erbittertesten Feinde, die ihn in diesem traurigen Zustande sehen, müssen sich mit dem kranken Dichter aussöhnen.

Ich wüßte Ihnen noch manche Neuigkeit zu erzählen, aber die Sonne scheint zu schön, der Mai ist hier zu wönig; ich muß hinaus. Mein Fenster ist offen und herein strömen feierliche Orgeltöne aus Notre-dame de Lorette. Es ist das Gedächtnißfest Cavaignac's, des großen Republikaners, des Freundes Armand's, das heute an seinem Todestage in meiner nächsten Nähe gefeiert wird.

III.

Aus Stuttgart.

Nadelgeld der Prinzessin Olga. — Stimmung im Adel und im Publicum. — Der Kronprinz. — Theatererwartung. — Der neue Dramaturg. — Dingelstedt und seine Zukunft. —

Der Ankunst der Prinzessin Olga, die im Spätsommer ihren Einzug hier halten soll, wird mit großer Spannung und mit einer Mischung der verschiedenartigsten Gefühle entgegen gesehen. Nicht zu läugnen ist's, daß die reiche Czarentochter, die, wie man sagt, 40,000 Ducaten Nadelgeld jährlich von ihrem Vater erhält, manchen hiesigen Einwohner in Mahrung setzen wird; indessen wäre es beschämend, wollte man das wichtige politische Moment, das die Verbindung mit dem russischen Hause für Württemberg herbeiführt, von so kleinlichem Gesichtspunkte aus betrachten. Zudem hat der Umstand, daß die Prinzessin ihren ganzen Tross in Paris verfertigen ließ, die begründete Voraussetzung angeregt, daß ein guter Theil jener in den Ohren unserer Philister so süß klingenden Summe gleichfalls Jahr aus Jahr ein den Pariseren eher, als den Stuttgartern

zufließen würde. Selbst die württembergischen Adelligen bei ihrem mäßigen Einkommen schauen dem Eintreffen der an Glanz und Größe gewohnten Prinzessin mit pochendem Herzen entgegen. Wie den Aufwand betreiben, den ihnen, den geborenen Coryphäen und Statisten der Hofeste, das point d'honneur von nun an auferlegt? Wie dem drückenden Gefühle entgehen, sich von der schwelgerischen Pracht der russischen Starosten, die nun hier ihr Absteigequartier nehmen werden, nicht überflügelt zu sehen, sie, die in besserer Gesittung und in einem freien Lande lebend, ihre Wagengespanne nicht von kurzgeschorenen Rosalen führen und den Silberrubel nicht aus dem Marke gepreßter Leibeignen zum Heckerthaler schmelzen lassen können? Mit welchen mißtrauischen Blicken die Liberalen in die Zukunft sehen, ist leicht zu ermessen. Unser Kronprinz ist ein noch sehr junger Mann, dem man zwar einen selbstständigen, ja eigenwilligen Charakter nachrühmt; allein die strahlende Olga ist so schön und der weiße Czar ist groß! Doch achten wir das Familienglück der allen Württembergern theuern Königsfamilie und stören wir nicht durch vorläufige Reflexionen das Familienfest, zu dem sie sich vorbereitet. Lassen wir dem Menschlichen zur Zeit die Oberhand über die Politik und nehmen wir diese auf, wenn der Moment uns dazu rufen wird. Die Vorbereitungen zu den nächsten Festen sind glänzend. Für das Gesammtpublicum, das außerhalb der exclusiven Hofkreise steht, ist namentlich das neue, in seinem Innern umgebaute Theater eine Quelle großer Erwartungen. Das halbneue Gebäude, die neuen Engagements, die neue Leitung, zu der Herr von Gall aus Oldenburg berufen wurde, die Ernennung Dingelstedt's zum Dramaturgen, alles dieses stachelt die Neugierde und wir wollen hoffen, daß nicht blos diese allein, sondern auch die höhere Aufgabe der Kunst ihre Lösung finden möge. Bei der intimen Stellung Dingelstedt's zu zwei der größten politischen Blätter am Rheine und in Süddeutschland, von denen sich Letzteres für württembergische Zustände noch ganz besonders interessirt, bei seiner Verbindung mit der vielverbreiteten „Illustrierten“ und bei dem natürlichen Wunsche mancher andern Zeitschrift Beiträge aus seiner pikanten stylistisch-liebenswürdigen Feder zu erhalten, wird es an vollen Glockentönen für die neuen Leistungen unseres Theaters nicht fehlen. Indessen werden Sie mir gestatten, in Ihrem unabhängigen Blatte Gebrauch zu machen von jenem leidenschaftslosen Freimuth, der die Grenzboten charakterisirt. Das Stuttgarter Theater wird in der neuen Phase, in die es tritt, aufhören in den Bereich des gewöhnlichen Theaterklatsches zu gehören, es erhält durch die Summen, die darauf verwendet werden, so wie durch den Klang der Namen, die jetzt an seiner Spitze stehen, eine allgemeine deutsche Bedeutung. Es wird sich zeigen, was an der Spitze eines Institutes, das die pecuniäre Frage als Nebenfache behandeln kann, ein Schriftsteller zu leisten vermag, der endlich die Stelle erreichte, von der aus er einen wirklichen Einfluß auf einen Theil unserer Zustände üben kann und der dazu die Eigenschaften mitbringt, die man bei den übrigen Intendanten und Dramaturgen deutscher Bühnen nicht findet: gesellschaftliche und literarische Bildung, gesellschaftliche und literarische Stellung! Aber Herr Dingelstedt darf sich's

auch nicht verhehlen, daß er einer Prüfung entgegen geht, die über seinen Charakter endlich das letzte entscheidende Urtheil herbeiruft. Er steht an der Schwelle einer Thätigkeit, wo es sich bald zeigen wird, ob ein dürrer Egoismus oder eine warme poetische Seele ihn belebt, ob der Schriftsteller über den Hofmann, der höhere männliche Ehrgeiz über die kleine Eitelkeit ihm geht. Herr Dingelstedt ist Legationsrath geworden. Der für seine Antecedentien ziemlich ridikule bisherige Titel ist abgestreift. Wir gratuliren ihm dazu. Obschon wir nicht glauben, daß der Herr Legationsrath den Beruf hat, dereinst als diplomatischer Nachwächter am deutschen Bundestage die Morgenröthe deutscher Freiheit herbei zu blasen, so ist es uns doch willkommen, eine so bekannte literarische Persönlichkeit aus der halbkomischen Stellung erlöst zu sehen, die auf die Gesamtheit der Schriftsteller einen sei es auch nur noch so dünnen Schein von Zweideutigkeit warf. Es ist voraus zu sehen, daß bei der großen Ordensvertheilung, die bei Gelegenheit der Vermählungsfeier stattfinden wird, unserm geistreichen schriftstellerischen Collegen, der Antheil an diesen Auszeichnungen nicht entgehen kann, der ihm bei den mannichfachen schmerzlichen Stunden, die seine Stellung ihm bereitete und bei den vielen bittern Angriffen, welche die liberale Presse gegen ihn richtete, gewissermaßen als Entschädigung gebührt. Der Orden der württembergischen Krone führt sogar den persönlichen Adel mit und es wird sicherlich an Spöttereien und Hallohgeschrei nicht fehlen, sobald das erste Mal das „Ritter“ oder das „von“ mit dem wohlbekannten Namen des cosmopolitischen lyrischen Sünders in Verbindung gebracht werden. Allein dieser Wit des Zufalls, oder auch diese im Geiste des alten Friz gehaltene Gunstbezeugung Sr. Majestät unseres Königs, wäre eine natürliche Sache und obschon es im Gedichte heißt:

Ein König soll nicht wigig sein,
Ein König soll nicht altfrizig sein.

so würden wir diese Ordensverleihung doch ganz in der Ordnung finden. Von unserer Seite soll nicht das leiseste spöttische Wort darüber fallen. Wir sind zwar kein Legationsrath, indessen doch im diplomatischen Geiste unserer Zeit so groß gezogen, um das fait accompli submissiv zu respectiren. Möge daher der cosmopolitische Nachwächter immerhin den Frack mit einem ganzen Regenbogen von farbigen Ordensbändchen geschmückt erhalten, wir werden ihm darüber (vorausgesetzt daß kein russischer Orden darunter ist!) nicht den Krieg machen, wenn nur das Herz unter dem Frack sich als ein wackeres beweist. Hier erwarten wir Herrn Dingelstedt. Die Prüfungsstunde wird nicht lange ausbleiben.

IV.

Aus Leipzig.

Ostermesse. — Leipziger und Frankfurter Bundestag. — Persönlichkeiten deutscher Buchhändler. — Aufschwung des Commissionshandels. — Die Uebersetzungen. — Weispielloser Absaß. — Aufschlüsse über Otto Wigand.

Ueber den Congreß von Verona, über den Congreß von Wien, sind unzählige pikante Schilderungen erschienen. Warum hat nie Jemand

einen jener Congresse noch geschildert, der alljährlich zur Ostermesse in unserer guten Stadt Leipzig sich versammelt, wo die Souveräne und Superräne über so und so viel deutsche Geister zusammentreten und ihre Grenzverhältnisse miteinander ordnen, über Gebietsheile, die andern Nationen angehören, mit einander verhandeln und Verträge über ihre papierne Reiche unter einander abschließen, wobei der Gebauer des Bodens, der Unterthan ihres Verlagsstaates oft ebenso wenig um seine Zustimmung gefragt wird, wie der Lombarde der Oesterreicher, der Pole der Preuße, der Malteser der Engländer wurde? Warum wagen sich unsere stoffarmen Federn nicht an diesen Leipziger Bundestag, wo ihr Wig einen ebenso reichen Gegenstand und ihr Freimuth weniger Hindernisse fände, als an dem Frankfurter, abgesehen davon, daß ihre Kritik da noch manchen Nutzen stiften könnte, während dort Hopfen und Malz längst verloren sind? Warum gibt uns nie eine deutsche Feder Silhouetten von den Persönlichkeiten unserer deutschen Papierfürsten, damit die unterthänigen Stände deutscher Schriftstellerwelt, bei submissivsten Manuscriptvorschlägen und ehrerbietigsten Honorarforderungen, nach der Individualität ihrer erlauchten Herren sich richten und im Voraus beurtheilen könnten, wie viel sie auf ihr königliches Wort — bei einer neuen Auflage — rechnen können. Wie interessant wäre es nicht für alle junge Lyriker, wenn sie den großen Czaren in Stuttgart, den Beherrscher der weitesten Fläche unserer Literaturkugel, dessen Scepter von den erhabenen sonnenbeschienenen, ewiggänzenden Gletscherhäuptern Goethe's und Schiller's, bis herab auf die dürren Steppen der Gedichte des Freiherrn von Prechlin und des Kanonikus Smets sich erstrecken, kennen lernten? Wie wichtig für die jungen österreichischen Zukunftsstürmer, wenn sie über den Doppeladler Hoffmann und Campe wahre und authentische Aufschlüsse erhielten? Und König Friedrich! Friedrich Brockhaus, der draußen in der Querstraße einen neuen flotten Staat hervorgerufen, der sich dem historischen Cottaschen Kaiserreich entgegenstellt, wie das junge quecksilberne Preußenthum dem alten schweren Oesterreich. Und nun erst die andern Bundesstaaten! Das alte ehrwürdige Haupt des Pfalzgrafen Mohr in Heidelberg, der illustrierte Schweizer J. J. Weber, der verbotene Zürcher Fröbel, der aristokratische Dunker, der demokratische Leske, Herr Otto Wigand, dessen Prädicat in diesem Augenblicke etwas in der Schwebe ist u. s. w. u. s. w. Aber wer sie alle kennen lernen will in ihrer Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit, der muß sich beeilen. Denn ganz nach dem Muster der alten deutschen Reichstage nimmt die Sitte überhand, daß die großen verlegerischen Reichsfürsten nicht mehr in Person auf der Leipziger Reichsversammlung erscheinen, sondern in ihren Verhandlungen und Abrechnungen sich durch ihre in Leipzig etablirten Ministerresidenten vertreten lassen. Leipzig, das seit der Errichtung des Zollvereins der Erbe von Frankfurt a. M. geworden, scheint auch in Bezug auf diese Bundestags-einrichtung in die Fußstapfen der alten Kaiserstadt zu treten und wahrscheinlich wird, wie dort der Graf Münch-Bellinghausen, dereinst hier Sr. Excellenz der Commissionsbuchhändler K. V. den buchhändlerischen Bundesgesandten präsidiren.

Uebrigens ist von dem diesjährigen Oesterbundesstag kein einziger hervorstechender Zug zu berichten, nicht einmal der Clavenhandel wurde abgeschafft, wie doch der frankfurter Bundesstag, um einem dringenden Bedürfnis in Deutschland entgegen zu kommen, im Laufe des vorigen Jahres glorreich decretirte. Im Gegentheil wurde der Negerhandel, mit den an den Küsten von Frankreich und England geraubten Romanen, wo möglich in noch größerem Maßstabe als je betrieben, und eine ganze Masse dummer Schwarzer wurde abermals, zur Anpflanzung des süßen Zuckerrohrs in unseren Leihbibliotheken, in unsere Colonien übersegt. Dieser Negerhandel soll übrigens abermals als der lucrativste Zweig deutschen Buchhandels sich erwiesen haben! Ein so glänzendes Geschäft, wie Ditto Wigand vor zwei Jahren mit den „Mystères de Paris“ gemacht hat, wußte die diesjährige Buchhändlermesse zwar nicht aufzuweisen; grade weil so Viele in diese Bahn sich stürzten, blieb keinem einzigen der Hauptschlag. Indessen „rühmt“ man der Frankhschen Buchhandlung in Stuttgart mit ihrem „Keltetriftischen Ausland“ eine der größten Einnahmen auf der diesjährigen Messe nach.

Auf dem Gebiete unserer Nationalliteratur steht Humbold's Kosmos als eine überragende Erscheinung nicht blos in seinem Inhalt, sondern auch in seinem Absatze da. Es sind nämlich innerhalb des Jahres dreizehn Tausend Exemplare verkauft worden!!

Großes Aufsehen machte in den letzten Tagen der Messe Ditto Wigands Widerruf seiner bekannten Erklärung gegen Oesterreich. Da noch alle österreichischen Buchhändler anwesend waren, die um die wirkliche Existenz jenes von der wiener Censurbehörde gegen Wigand und Reclam erlassenen Rundschreibens wußten und da kurz zuvor das sächsische Ministerium in einem Rundschreiben an die leipziger Buchhändler auf jenes österreichische Actenstück sich bezog, so war Wigand's Widerruf um so eclatanter, als Wigand darin sagte: Es habe sich herausgestellt, daß ein k. k. Publicandum erwähnten Inhalts im Bereiche der österreichischen Staaten nicht erschienen ist.

Der Accent dieser Erklärung ist auf das erschienen zu legen. In der That ist das famose Decret des Herrn Hölzel blos den Buchhändlern mitgetheilt worden und (wie alle Censurangelegenheiten in Oesterreich) dem Publicum verheimlicht geblieben. Indessen können wir es nicht verhehlen, daß dieser Widerruf eine Doppelzüngigkeit hat, die Jedermann verlegt. Herrn Wigand's erste Erklärung war in ihrer declamatorischen Art kein Meisterstück, seine zweite ist in ihrer diplomatischen Weise jedoch noch viel unglücklicher. Man hat in letzteren Tagen in den buchhändlerischen und schriftstellerischen Kreisen sehr harte Urtheile über Herrn Ditto Wigand fällen hören. So viel uns zu Ohren kam, ist der Sachverhalt in diesem „Mystère de Leipsic“ folgender: Herr Wigand hat gleich seiner ersten fulminanten Erklärung bei der österreichischen Regierung Schritte gethan, um jenes für seine Verlagshandlung so bedeutende, den Wohlstand seines Geschäfts untergrabende, Verbot wieder abzuwenden. Nebst diesem officiellen Schritt wendete sich Herr Wigand auch noch an einen ihm befreundeten einflussreichen Beamten in

Wien, der seiner Sache sich annahm. Mittlerweile war man durch den Lärm, den diese Sache in Deutschland machte, in der Staatskanzlei aufmerksam auf das plumpe Actenstück des Herrn Hölzel geworden und vorige Woche erhielt Herr Wigand einen artigen Brief von einer in der benachbarten Stadt residirenden, hochgestellten diplomatischen Person, die ihn zu einer mündlichen Besprechung einlud. Herr Wigand reiste dahin und am andern Tage erschien sein Widerruf. Offenbar wurde Herrn Wigand die Aussicht zur Bewilligung der von ihm verlangten Verbotrücknahme eröffnet; doch ist's natürlich, daß, so lange die persönliche Beleidigung, welche die „vorläufige Erklärung“ Wigand's gegen die österreichische Regierung enthielt, nicht widerrufen wird, von keiner Gewährung die Rede sein konnte. Da nun Herr Wigand bei dieser Gelegenheit die Mißbilligung der obersten Behörde gegen die Form, welche die untere gewählt, erfahren hat, so erleichterte dies seinem Gewissen den Schritt, den er Tags darauf gethan. Dies ist der Sachverhalt in den Hauptpunkten; ob die kleinen Nebennüancen im Stande sind, über Herrn Wigand's zwei Erklärungen ein günstigeres Licht zu werfen, darüber wird er hoffentlich in einer dritten Erklärung Aufschluß geben.

V.

Vier und zwanzig Stunden ohne Paß.

Die preussischen Zeitungen sind so vollauf mit den Ereignissen in Galizien beschäftigt, daß sie ihre nächste Nähe ganz darüber vergessen oder vielleicht auch vergessen müssen. Während wir fortwährend neue, dankenswerthe Notizen und Details über die Episoden in Oesterreichisch-Polen hören, liegt ein vollständiger Schleier über der gegenwärtigen Stimmung in und gegen Posen. Die preussische Censur hat nichts dagegen, daß die Polenfreundlichkeit ihr Feldlager im nebenbuhlerischen Nachbarstaate aufschlägt, aber im eigenen Lande ist Schweigen die erste Bürgerpflicht. Und doch muß gar Manches in dem Schooß dieser Schweigsamkeit sich begeben, was wohl werth wäre an's Licht der Sonne zu kommen. Wie man in Preußen gegen die unglücklichen polnischen Compromittirten zu Werke geht, haben wir dieser Tage aus dem Munde eines Mannes erfahren, der nur 24 Stunden das Malheur hatte, für einen Polen gehalten zu werden. Graf Kaiserling, preussischer Gutsbesitzer in Heinrichswalde bei Tilsit, reiste vor 8 Tagen nach Berlin. Bei dem Postwechsel in Flatow bemerkte er, daß auf einer der zurückgelegten Stationen bei Bezahlung einer Rechnung sein Paß, den er mit der Briefftasche herausgezogen hatte, auf dem Tische liegen geblieben war. Da gerade die Conducteurs wechselten, so beauftragte er den retourgehenden Conducteur, den vergessenen Paß abzuholen und ihn ihm nachzuschicken. Wahrscheinlich mochte dies ein dienstbeflissener, beförderungslustiger Postbeamter gehört und die Sache für eine Finte gehalten haben, denn in demselben Wagen, in welchem Graf K. in Stettin anlangte,

scheint auch ein Bericht über jenen Vorfall mit angelangt zu sein. Wenigstens nahm der Polizeidirector von Stettin den Grafen sogleich bei seiner Ankunft unter Aufsicht, und, trotz der Vorzeigung seiner Karte und mannichfacher Rechnungen auf seinen Namen, wurde er als verdächtig, ein polnischer Flüchtling zu sein, angehalten. In dieser Verlegenheit erinnert sich Graf Kaiserling, daß der gegenwärtig in Stettin commandirende General früher in Königsberg stand, wo Graf Kaiserling, der damals bei der Landwehr als Unteroffizier stand, zu einem großen militärischen Diner bei ihm geladen war. Obgleich dazwischen mehrere Jahre lagen, und eine so flüchtige Berührung allerdings kaum eine bleibende Erinnerung und Wiedererkennen voraussetzen ließ, so hoffte Graf K. sich dennoch vielleicht im Gedächtnisse des Generals zurückrufen zu können, da er mit dessen Sohn in Bonn studirt und in Folge dessen bei jenem Diner eine Conversation von nicht ganz flüchtiger Art mit dem General hatte. Der Polizeidirector ließ den Grafen in Begleitung eines Polizisten zum commandirenden General führen. Dort angelangt begann der Graf seine Angelegenheit auseinander setzen zu wollen, aber da der Polizist zu gleicher Zeit seine Rede begann, so gebot der General Ersterem Stillschweigen, um zuerst den Polizisten ausreden zu lassen. Als dieser endlich fertig war, versuchte Graf Kaiserling, der ein Mann von stattlicher imposanter Gestalt ist, unglücklicher Weise aber einen großen Bart trägt, sich dem General zu erkennen zu geben. Aber die Excellenz erinnerte sich an nichts und brach kurz alle Conversation (während welcher dem in peinlicher Verlegenheit sich befindenden Grafen kein Stuhl zum Sitzen angeboten wurde) mit den zum Polizisten gerichteten Worten ab: Sagen Sie, daß man diesen Mann per Transport nach Berlin zu schicken habe. Nur mit einiger Mühe gelang es dem Grafen den Polizeidirector zu bewegen, ihm 24 Stunden zu schenken, weil innerhalb derselben der Paß wahrscheinlich anlangen werde. Am andern Tage kam richtig der Paß an. —

Was wir hier erzählen, haben wir buchstäblich aus dem Munde des Grafen Kaiserling, der die Redaction dieser Blätter ersuchte, sie zur Veröffentlichung zu bringen. Wir haben nur eine Reflexion an diese Geschichte zu knüpfen. Gesezt, der Graf wäre wirklich ein flüchtiger Pole gewesen, ist es nicht eine Pflicht der Humanität, einen Mann, der noch nicht in Untersuchung ist und der, wenn er auch zur Untersuchung käme, noch nicht schuldig sein muß und wenn er auch schuldig erkannt würde, immer doch kein gemeiner Verbrecher, kein Dieb und Mörder ist mit Milde und mit jener Schonung entgegen zu kommen, die dem Unglück doppelt gebührt? Wie mag es dem wirklich Schuldigen erst ergehen, wenn man schon Denjenigen, der bloß verdächtig ist, ein Verdächtiger zu sein, in obiger Weise behandelt!

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.